Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 10

Artikel: Aelter werden...
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667999

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Aufstehen fiel sie beinahe über ihre Kleider und eilte beschämt, verzweifelnd, hoffend aus dem Kirchlein. Das Schneegestöber hatte nachgelassen. Der Mond brach wieder durch die Wolken und verjagte die letzten Mückenschwärme vereinzelter Flocken. Die Mutter eilte auf die Fahrstrasse zurück, die sie gekommen war, und sowie der Gesang ihr Ohr nicht mehr erreichen konnte, begann sie zu rufen, stapfte tief in die Schneewälle am äussern Strassenrand und sah die steil abfallenden Hänge hinunter. Sie waren glatt und fleckenlos rein.

Sie rannte um die letzte Wegbiegung vor dem Kreuz und knickte an seinem Fuss zusammen. Dann nahm sie den Stamm des Kreuzes in die Arme und spähte an ihm vorbei in die Tiefe, Hunderte von Metern hinab, und ihre Stimme überschlug sich vor Schmerz, während sie die Namen der Kinder rief. Als sie aufsah, leuchtete drüben, jenseits des Tales ,im klaren Mondschein der Gletscher, und aus ihm erhob sich schwarz und deutlich wie im Sommer eine Felszacke, die Doigt de Dieu hiess, der Finger Gottes.

Deutlich wie im Sommer, ging es der Gepeinigten dumpf durch den Kopf. Wie im Sommer, als sie mit den Kindern hoch oben über der kleinen Kapelle gesessen und Kränze für die Madonna geflochten hatten. «Wohin zeigt der Finger Gottes?» hatte Georgie gefragt. «Er zeigt uns den Weg», hatte sie geantwortet. — Auf einmal klopfte ihr Herz wie rasend, Tränen quollen ihr von neuem in die Augen, fromme Tränen, Tränen heisser Hoffnung. Wies der Finger Gottes sie zur Kapelle, deren schöne Madonna ihre Kinder so seltsam angezogen hatte?

Während sie bergauf, immer höher bergauf lief und immer steilere Kurven erklomm, übersah sie die schroffen Abgründe, in denen nun über dem purpurnen Schwarz des Talgrundes ein silberner Nebel wogte. Sie sah nur eins: Lavendel und Edelweiss. Sie atmete die reine Sommerluft, sie hörte das Gezirpe der Grillen, das satte Gebrumm dicker Hummeln. Die braunen Beinchen der Kinder sprangen froh über die Alpwiese ...

Vor der steilsten Kluft begann das Mäuerchen, das zu Notre Dame des Portes führte. Noch versperrte ihr eine dick verschneite Felsnase den Ausblick, dann wich das Gestein zurück, und sie sah aus dem Türspalt der kleinen Kapelle den matten Lichtschimmer fallen. Die letzten Schritte vermochte sie kaum zu überwinden. Dann stiess sie die Holzpforten auf — Schnee war hereingerieselt und zu kleinen Kissen zusammengeweht. Schlafend, mit roten Wangen, lagen die Kinder dagegen gelehnt.

Die Frau sank zusammen, hob die gefalteten Hände und flüsterte: «Doigt de Dieu!» Ueber den Kopf des Jesuskindleins hinweg lächelte die Madonna auf sie hernieder.

Aus dem Französischen übertragen
von Elisabeth Schnack

AELTER *werden* . . .

Von Otto Zinniker

Vor einiger Zeit wünschte die Redaktion einer Zeitschrift von mir eine Betrachtung über das Wesen des Menschen, der die Scheitelhöhe des Lebens erklommen hat und damit in jenem Engpass steht, der auf der andern Seite steil ins Tal der Schatten hinunterführt. Das Verlangen nach einem solchen Beitrag wurde mir in einem Augenblick ins Haus getragen, da ich das Aelterwerden noch kaum empfunden hatte, so dass ich mit einer Absage antworten musste. Seither sind zwei oder drei Jährchen verstrichen, die Gefühle und Gedanken des Mannes zwischen jung und alt sind mir zum eigenen Besitz geworden, und heute wäre ich recht wohl in der Lage, dem Wunsche jener Zeitschrift nachzukommen. Aber dazu ist es jetzt vermutlich zu spät, und so schreibe ich denn diese Zeilen ins Blaue hinein, mir selber zum Vergnügen.

Zum erstenmal erfuhr ich das Aelterwerden, als ein Jüngling im gedrängt vollen Strassenbahnwagen mir seinen Sitzplatz anbieten wollte. Ich lehnte dankend ab. Seit jener Stunde aber weiss ich, dass ich eine Lebensstufe erreicht habe, die

zwar vom Greisenalter noch weit entfernt ist und noch keine Beschwerden mit sich bringt; eine Stufe jedoch, auf der man von jugendlichen Mitmenschen bereits mit Rücksichtnahme und, verborgenerweise, mit bedauerndem Lächeln behandelt wird. Und da sich die höfliche Geste im Strassenbahnwagen fast bei jeder Fahrt wiederholt, gelingt es mir immer weniger, die Tatsache, dass der Berg überschritten ist, durch den einfachen und sehr menschlichen Akt der Selbsttäuschung wegzuleugnen.

Noch haben sich an Leib und Seele keine Veränderungen vollzogen, die des Aufsehens wert wären. Nach und nach aber stellen sich die Anzeichen des Alterns immer zahlreicher ein, unscheinbar zuerst, dann immer greifbarer und deutlicher. Ich ermüde beim langen Treppensteigen, die Knie knicken ein, Atem und Puls gehen rascher und rufen einer gemächlicheren Gangart. Gemächlichkeit? Ja, das ist es. Die Gemächlichkeit legt sich wie ein dichtes Netz auf alle Regungen und Bewegungen, sie bestimmt den neuen Rhythmus und das neue Gesetz des Lebens. Eine körperliche Leistung wie das Schneeschaufeln, das Umgraben des Gartens oder eine sonntägliche Wanderung im Jura, die eben noch spielend bewältigt wurde, fordert auf einmal mehr Mühe und grösseren Zeitaufwand. Und auch sonst macht sich die wachsende Zahl der Jahre bemerkbar. Die Organe verlieren allmählich an Kraft und Schärfe. Auge und Ohr erfüllen zwar in alter Treue ihren Dienst, aber unter der Unsumme der Eindrücke sind sie doch ein bisschen müde und stumpf geworden, und mit der Genauigkeit nehmen sie es nicht mehr allzu ernst: manches verdächtige Bild, manches fragwürdige Wort wird nicht mehr gesehen, nicht mehr gehört, nicht mehr in uns hineingelassen. Selbst das Gedächtnis fängt an, uns übel mitzuspielen und unter uraltem Kram gründlich aufzuräumen. Zahlen, Nummern, Namen, die uns gestern noch geläufig waren, fallen ins Vergessen und werden von einem tiefen Abgrund aufgeschluckt, so dass wir erst nach stundenlangen Vorstellungs- und Verknüpfungsversuchen wieder ein Streifchen von ihnen ans Licht zu heben vermögen. Und sogar das Liebesempfinden, das vor kurzem noch unsere Sinne verwirrte und uns nach jedem anmutigen Antlitz ausschauen hiess, nimmt leise von uns Abschied und flackert bloss noch wie ein verglimmernder Schein durch unsere Träume. Die geselligen Bande lockern sich; wir werden zurückhaltender, bescheidener in den Ansprüchen, wir bleiben abends gerne zu Hause und werben um keine neuen Freundschaften mehr. Nein, das alles ist vorbei.

In diesen Veränderungen müssen wir uns zurechtfinden, wenn wir die Lebensstufe zwischen Jugend und Greisenalter mit Würde bestehen wollen. Sobald wir uns ein wenig eingewöhnt haben, gewinnen wir auch diesem Uebergang und milderen Klima seinen Reiz, seinen Zauber und seine Schönheit ab. Wir wachsen in eine Art von Daseinsfreude hinein, in der wir jeden Morgen, der uns noch gesund und rüstig antrifft, als ein Geschenk des Himmels betrachten. Wir leben in einem leuchtenden Turm. Die Welt, selbst die frostige Winterwelt, ist voll von Liedern, die nur wir mittelalten Menschen zu hören und mitzusummen vermögen. Es kommt eine untrübbare Heiterkeit über uns. Wenn der Schnee unter den Füssen knirscht, begrüssen wir einen Bekannten auf der Strasse mit den Worten: «Welch prächtiger Tag ist das heute!» Oder wenn es in Strömen giesst, sagen wir etwa, wenn auch bloss für uns selber: «Wie redet der Herrgott wieder freundlich mit seinen Geschöpfen!» Unsere Altersstufe hat etwas von einem jenseitigen Licht, gleichsam etwas von einem überirdischen Trost an sich. Wir empfinden das Aelterwerden als einen Prozess der Reife und der menschlichen Vollendung. Nicht das Gefühl der Auflösung, sondern das Gefühl der Wandlung aus einem niedern in einen höhern Zustand wiegt in uns vor.

Mit unsern fünf oder fünfeinhalb Jahrzehnten stehen wir in jenem Alter, das wir als Kinder schlechtweg für unerreichbar hielten, so riesengross erschien uns die zeitliche Entfernung von unsern Bubenstreichen bis zur Vernunft der Erwachsenen. Und jetzt, nachdem wir selber jenes sagenhafte Alter erreicht haben, dünkt es uns, als sei es nur eine sehr kurze Strecke, ja nur ein Handumdrehen gewesen. Alle Mühen und Sorgen, alle Nöte und Schwierigkeiten, die wir für unüberwindlich glaubten, haben wir längst zu belächeln gelernt, so unbedeutend, so nichtig nehmen sie sich im Rückblick aus.

Wir leben in einem Zustand der Besinnung und der Beschaulichkeit, in dem es uns mit fortschreitender Gewöhnung immer besser gefällt. Die Leidenschaften und heissen Begehren sind besänftigt und verstummt, wir sind uns eine Spur klüger und vernünftiger geworden, und das Herz schlägt ruhiger mit jedem Tag. In der leichten Schwebe zwischen jung und alt gebärden wir uns innerlich

freier und bedächtiger, milder und friedfertiger auch; wir werfen die Vorurteile über Bord und lassen nur noch gelten, was wir mit eigenen Augen schauen; wir üben den Mitmenschen gegenüber Geduld und Nachsicht, und wenn etwas schief gegangen ist, suchen wir den Fehler zuerst bei uns selber; wir sind auf einmal mit der Fähigkeit ausgestattet, die Welt zuhörend und betrachtend statt handelnd, mitbestimmend und polternd zu erleben. Worin liegt die Ursache dieser Veränderungen, die sich nicht nur im Leiblichen, sondern viel mehr in unserem Seelischen und Wesenhaften auswirken? Sie liegt in der Erkenntnis, dass wir Menschen nur Stäubchen sind in Gottes grosser Welt, viel weniger als Stäubchen.

In jugendlichem Uebermut wollten wir einst die Sterne zu uns herunterholen. Heute sind wir zufrieden, wenn die Sterne in ihren ewigen Bahnen bleiben und wir in ihrem Licht den Weg zu unserer eigenen Mitte finden. Mit zunehmendem Alter gewahren wir die Ordnung und Vollkommenheit der Welt immer besser und ermessen an ihr unsere menschliche Unzulänglichkeit; diese Welt ist ein Ganzes, in welchem Einheit und Gesetzmässigkeit walten, eine unendliche Schöpfung, von der wir selbst mit den feinsten Instrumenten nur ein winziges Teilchen zu erfassen vermögen.

Das alles führt uns zur Bescheidenheit und Ehrfurcht hin. Wir gehen jeden Tag mit Hingabe ans Werk und möchten noch Gott weiss was alles unternehmen; aber gleichzeitig sagt uns das Bewusstsein, dass wir nur noch wenige Strichlein und Handreichungen vollbringen werden. Die Dinge des Daseins verlagern sich vom Gegenständlichen weg in die Bereiche des Innern; wir verlieren uns selber mehr und mehr aus dem Auge und achten nicht mehr darauf, was links und rechts, was vor und hinter uns geschieht und geredet wird; wir wollen nur noch das Recht tun und den Mitmenschen dann und wann eine Freude bereiten. Und wo sind die Zerstreuungen und geselligen Anlässe hingekommen? Sie sind verschwunden bis auf eine einzige, verschwunden bis auf den sonntäglichen Gang durch die Natur, das Betrachten eines Baumes, das Niederknien zu einer Blume, in der wir das Wunder des Erschaffenen erkennen.

Noch schreiben wir aufrecht und mit kaum verminderten Kräften durch die Welt. Aber schon fällt ein gelbes Blatt vom grünen Zweig, da eines und dort eines; bald ist es Herbst und binnen kurzem wird es ein Gehen mit gebeugtem Rücken und am Stocke sein. Doch auch dies zu wissen, ist tröstlich. Noch wärmt und berauscht uns die Sonne, bald aber wird sie es nicht mehr können. Und auch dies ist gut und in Ordnung.

Leben, wunderbares, leuchte uns noch ein Weilchen!

Bergwinter

Das stille bergumkränzte Tal
Durchblättert alle Einsamkeit
Des Herzens mit dem reinen Strahl
Des Schnees, der lautlos über Nacht
Gefallen ist. Wie leuchtet weit
Von allen Hängen weisse Pracht!

Die ärmste Hütte strahlt verklärt
Durchs Lärchensilber, und wir ziehn
Den schmalen Steig so unbeschwert
Wie Kinder aufwärts durch den Glanz.
Ums schön beschwingte Schreiten hin
Verrieselt Rauhreif leicht im Tanz.

K. Kuprecht